

Zeitschrift: Schweizer Volkskunde : Korrespondenzblatt der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde = Folklore suisse : bulletin de la Société suisse des traditions populaires = Folclore svizzero : bollettino della Società svizzera per le tradizioni popolari

Herausgeber: Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde

Band: 87 (1997)

Artikel: Gegen die Eintönigkeit...

Autor: Bausinger, Hermann

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1004045>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 08.02.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Gegen die Eintönigkeit...

Professoren, so heisst es, pflegen nicht nur bei Adam und Eva zu beginnen, sondern auch zögernder und langsamer zu werden, je mehr sie sich der Gegenwart nähern. Da mein Thema auf die Gegenwart und in die Zukunft zielt (Aufgaben weisen im allgemeinen nicht in die Vergangenheit), läge es im Blick auf diese Gefahr nahe, frisch-fröhlich im Jahr 1996 einzusetzen und Denkmäler Denkmäler sein zu lassen. Aber der Anlass unseres Treffens ist nun einmal ein Jubiläum, und wenn es vitale Verbindungen zwischen 1896 und 1996 gibt, wäre es falsch, sie zu ignorieren.

Ich werde also zunächst zurückgehen in die Zeit der Gründung der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde, werde aber meine historischen Bedürfnisse zügeln und die vorangegangene dialogische Reise durch ein Jahrhundert nicht durch eine langweilige Einzelreise ergänzen. Ich versuche keine Verlaufs- und Entwicklungsgeschichte der Volkskunde und der volkskundlichen Gesellschaft zu geben; ich suche vielmehr nur den Startpunkt einzugrenzen und zu fragen, ob und wo sich daran auch heute noch anknüpfen lässt, suche die gegenwärtige Situation freilich auch kontrastiv zu bestimmen.

Sucht man nach den Ursachen für die Entstehung der SGV, dann ist zunächst an jene Formulierung zu erinnern, die in § 3 der Satzung stand und dort 72 Jahre unverändert geblieben ist: die Gründung diene dem *Zusammenschluss* (1896 hiess es noch: dem *engeren* Zusammenschluss) *aller Freunde schweizerischer Volkskunde*. 1969 wurde eine Änderung vorgenommen; nun war vom Zusammenschluss der *interessierten Kreise* die Rede, was nicht nur distanzierter klingt, sondern auch unbestimmt; in der heute gültigen Version der Satzung wird von *interessierten Personen* gesprochen.

Freunde der Volkskunde – es gab sie: Personen, die lokale und regionale Überlieferungen sammelten, in die Vergangenheit zurückverfolgten oder neu inszenierten; nicht immer und nicht nur aus wissenschaftlichem Interesse, sondern aus Freude an der Kraft und Farbigkeit des Vergangenen und des Noch-Lebendigen: *Freunde der Volkskunde*...

Durchstösst man diese – eindrucksvolle, aber nicht sehr spezifische – Szenerie, dann zeigen sich Hintergrundmotive, von denen ich drei herausstellen möchte:

Erstens ein nationales Motiv. Es bleibt in der Volkskunde, bleibt auch den volkskundlern oft verborgen, weil das Interesse, die Zuwendung ja überwiegend kleinräumigeren Traditionen gilt. Dazu kommt, dass die zentrifugale Strukturierung in der Schweiz besonders ausgeprägt ist oder war; *Richard Weiss* deklariert 1946 in seiner «Volkskunde der Schweiz»: *Die Schweiz ist kein Nationalstaat*; er fügt hinzu, der schweizerischen Volkskunde fehle deshalb die nationale oder nationalistische Zielsetzung. Diese Feststellung war vor dem Hintergrund vor allem der militant-teutonischen Ausfälle der deutschen Volkskunde verständlich, muss aber relativiert werden. Auch und ge-

rade in der Schweiz gab es das merkwürdige, effektive Zusammenspiel von Vielfalt und Einheit.

Bei der Formulierung meines Vortragsmottos – *Gegen die Eintönigkeit* – habe ich an *Gottfried Keller* gedacht, der im «Fähnlein der sieben Aufrechten» schreibt: *Wie kurzweilig ist es, dass es nicht einen eintönigen Schlag Schweizer, sondern dass es Züricher und Berner, Unterwaldner und Neuenburger, Graubündner und Basler gibt, und sogar zweierlei Basler.* Dies ist nicht nur ein Lob der kurzweiligen Vielfältigkeit, sondern auch ein Bekenntnis zur Einheit. Nationalstaat hin oder her – jedenfalls war aus dem Staatenbund ein Bundesstaat geworden, für den Handlungsbedarf bestand und der Loyalität brauchte. Die kulturelle Ausdifferenzierung, die in der Schweiz über Sprachgrenzen weg führte, wurde – auch! – als Kompositionselement des integrierten Ganzen verstanden.

Wenn von Hintergrundmotiven die Rede ist, dann heisst dies, dass sie oft nur spärlich oder gar nicht explizit thematisiert wurden, dass sie aber doch wirksam waren. Für das nationale Motiv gilt das im Blick auf die Gründung und das Wirken der SGV mindestens teilweise. Sehr viel ausgeprägter gilt es für das zweite Motiv, das sich nicht über einen einzelnen Begriff etikettieren lässt.

Wenn man in *Philipp Sarasins* exemplarischer stadtgeschichtlicher Studie «Stadt der Bürger» liest und sich zudem die Bilder (von der Schülerverbindung bis zur familiären Hochzeit, vom Pferderennen bis zum Festspiel) ansieht, dann ist man beeindruckt und (zumindest als Nicht-Basler) auch etwas irritiert von der Massivität, mit der sich in den Jahrzehnten vor der Jahrhundertwende die grossbürgerliche Schicht präsentierte und ihre eigene, auf Gediegenheit und Tradition bedachte Kultur entwickelte. Die *haute bourgeoisie* war die eindeutig herrschende Schicht, und sie brauchte eine Legitimationsbasis, zumal sie sich in einer rasch wandelnden Gesellschaft zu bewähren hatte. *Sarasin* schildert die demographischen und sozialen Veränderungen, und er stellt selbst die Frage: *Welche Strategien entwickeln die Besitzbürger gegenüber einem Proletariat, das durch den Wechsel der Gesichter gesichtslos und durch seine Unstetigkeit nicht integrierbar erscheint?* Eine dieser Strategien war es, sich nicht auf diese neuen, unsteten Unterschichten zu beziehen, sondern auf die alten, die in einer stabilen ständischen Struktur ruhenden Unterschichten. In Kreisen des Bürgertums war wenig vom Proletariat die Rede, das als ungeformte, gesichtslose Masse galt, viel dagegen vom Bauern oder allgemeiner: vom Volk. Das *vulgus in populo* (um *Hoffmann-Krayers* Formel aufzunehmen) schloss die vulgären Besitzlosen aus, die vor allem in den Städten eine neue Basis bildeten; es meinte die Bauern, Hirten, kleinen Handwerker, die in traditionellen Bezügen lebten. In den von *Karl Bücher* niedergeschriebenen «Lebenserinnerungen» heisst es: *Der solide Basler Sinn, der mit Hausständen rechnete, bei denen Generation auf Generation in den gleichen Räumen wohnt, konnte es sich nicht denken, dass es anständige Menschen mit ganz anderen Bedürfnissen geben könnte.* Die Konsequenz: Mit der Erfindung und Eingrenzung des «Volkes», mit der engagierten Aufnahme seiner Überlieferung schirmten sich die Bürger ab

gegen die Fremden, die Zugewanderten, die durch die ökonomische Entwicklung Enteigneteten.

Das dritte Motiv bildet eine Variation dazu – bezogen nicht auf den Personenkreis, sondern auf die gesamte strukturelle Entwicklung. Besinnung auf Tradition, Hege und auch manchmal Hätschelung des Alten und Altartigen war ein Versuch, der gefährlichen Dynamik des Neuen in Wirtschaft, Gesellschaft und Kultur zu begegnen. Der Einwand liegt nahe, dass das Grossbürgertum ja selbst aktiv in die ökonomische Entfaltung einbezogen war (in der Schweiz war der Kontrast zwischen Wirtschaftsbürgern und Bildungsbürgern – im Gegensatz zu Deutschland – nicht sehr scharf). Das ist richtig, aber die Entwicklung der Industrie verlief teilweise auf traditionell vorgezeichneten Wegen, so dass der Bruch nicht immer deutlich empfunden wurde; und andererseits war die Legitimitätskrise offenbar so stark, dass schizoide Haltungen in Kauf genommen wurden.

Ich wage diese Interpretation, weil die Schweiz nur in Nuancen und einzelnen Akzenten einen Sonderfall darstellt; die gleichen Motive waren auch anderswo zu registrieren. *Eduard Hoffmann-Krayer* stellte in seinen Aufrufen selbst fest, dass es in *fast allen Kulturländern* schon ähnliche Organisationen und Einrichtungen gebe. Die Schweiz bildete zwar nicht das Schlusslicht, aber Tatsache ist, dass es im letzten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts allenthalben zur Verfestigung und Verrechtlichung vorher wenig koordinierter Zielsetzungen im volkskundlich-landesgeschichtlich-heimatkundlichen Bereich kam. Auch bei den entsprechenden Gründungen in den deutschen Ländern lässt sich beobachten, wie der engere und der weitere Patriotismus (bezogen auf das jeweilige Land und auf das Reich) aufeinander abgestimmt werden, wie das «Volk» zur Abwehr des vierten Standes idealisiert wird, wie dabei mit Landwirtschaftsverbänden zusammengearbeitet und wie das Urbane, Industrielle, Technische ausgegrenzt wird. Auch in der Schweiz – dies sei nachgetragen – wird 1897 der *Schweizerische Bauernverband* gegründet, und in seinem Programm ist, ganz parallel zu den Verlautbarungen der Volkskunde, davon die Rede, *dass die Bauern die Grundlage des eidgenössischen Staats bilden*.

Ich sprach von *Hintergrundmotiven* – das hat die Konnotation von nachträglicher Aufdeckung, von Entlarvung. Ich bin tatsächlich der Meinung, dass es sich hier um Hypothesen handelt, die nicht immer deutlich ausgewiesen werden, die aber die Volkskunde zum Teil immer noch abträgt. Man muss sich meines Erachtens diese Zusammenhänge vor Augen stellen, um nicht allzu naiv-euphorisch die Brücke über ein Jahrhundert weg zu schlagen. Wer die ersten programmatischen Konzepte von *Eduard Hoffmann-Krayer* durchliest, stösst immer wieder auf diese ideologischen Schranken. Der in unkontrollierte Bewegung geratenen Kultur wird das Gegenbild einer fast statischen, in langen Kontinuitäten wirksamen Kultur entgegengehalten. Bei *Hoffmann-Krayer* finden sich Zeugnisse der verbreiteten Archäophilie (um nicht zu sagen Archäomanie) – Stammesunterschiede und nicht jüngere Entwicklungen gelten als die Ursache der wichtigen Raumbildungen

und Abgrenzungen; das Gewohnheitsmässige, Stagnierende wird ausdrücklich als Gegenstand der Volkskunde umrissen; *die Tätigkeit des menschlichen Geistes als Willensäusserung und Entwicklungsdrang* liegt ausserhalb der Disziplin; und so umfassend zur Sammlung und Dokumentation volkskultureller Bestände aufgerufen wird – wenn etwa *Beobachtungen über Hausmarken, Landwirtschafts- und Haushaltungsgeräte* gefordert werden, so wird ausdrücklich hinzugefügt: *mit Ausschluss der Maschinen und sonstiger moderner Eindringlinge*.

Es wäre verwunderlich, wenn diese problematischen Einschränkungen *nicht* auftauchten. Aber es ist verwunderlich, wieviel Neues, Ungewohntes und Ungewöhnliches *Eduard Hoffmann-Krayer* dann doch anvisierte. Ich beschränke mich auf einen einzigen Aufsatz, die Einführung in das 1897 zur Welt gebrachte *Schweizerische Archiv für Volkskunde*, und ich gebe nur wenige Andeutungen:

- So eindeutig *Hoffmann-Krayer* im Prinzip die Grenze zwischen Volkskultur und modern-technischer Welt zieht – im einzelnen macht er die Grenze doch durchlässig. Er spricht bevorzugt von *Tracht* als Teil der Hausindustrie; aber er verwendet auch den weiteren Begriff *Kleidung*, wenn er etwa zu berücksichtigen verlangt, wie die Menschen bei verschiedenen Gelegenheiten angezogen waren. Eine ähnliche Einbruchsstelle für Modernes ist es, wenn er unter dem Stichwort *Spiele* neben dem Kinderspiel auch auf Spiele der Erwachsenen hinweist.
- *Hoffmann-Krayer* gibt ein Beispiel für *Volkskunde aus zweiter Hand*, indem er zeigt, wie die «gewachsene» Kölner Fastnacht seit 1823 durch ein *eigens konstituiertes Komitee* umgeformt wurde; er sieht darin das *Ende einer reinen volkstümlichen Tradition*, aber er spricht jedenfalls davon.
- Traditionen leben in seinem Verständnis nicht nur in Objektivationen, also in Gegenständen, Bräuchen, mündlichen Überlieferungen, sondern auch in den Köpfen, den Mentalitäten – ausdrücklich weist er nicht nur auf Rechtsaltertümer hin, sondern auch auf die *Rechtsanschauungen des Volkes überhaupt*, die sich vom geschriebenen Gesetz unterscheiden.
- *Hoffmann-Krayer* denkt viel weniger als die spätere (aber auch als die frühere) Volkskunde in der Kategorie des Relikts. Ihm geht es um die Beobachtung, gegebenenfalls um die Rekonstruktion des lebendigen Volkslebens, um die Funktion und die Einbettung der Traditionen.
- *Hoffmann-Krayer* fragt nach *Agentien*, welche die Traditionen und Erscheinungen bewegen. Er benennt zwar als ruhenden Pol die *Volksseele*; aber diese Metapher (um nichts anderes handelt es sich!) hindert ihn nicht, nach der bedeutenden Rolle des Individuellen zu fragen. Die kollektive Basis des *Individuellen* ist für ihn keine mystische Gemeinsamkeit der Abstammung, sondern die Gemeinsamkeit der Lebensumstände. Man könnte sagen: Er fragt nach den differenten Lebenswelten, den unterschiedlichen Milieus.
- Schliesslich ein Letztes in dieser Positiv-Bilanz: Er zeichnet zwar Abgrenzungen der Volkskunde nach oder postuliert sie; aber er hält die Türen

grundsätzlich offen, indem er nachdrücklich von der Pflicht spricht, sich *mit den Nachbarwissenschaften in Verbindung zu setzen und ihre Resultate befruchtend auf uns wirken zu lassen.*

Ich will diese Würdigung von *Eduard Hoffmann-Krayer* nicht weiterführen; *Christine Burckhardt-Seebass* und *Suzanne Chappaz-Wirthner* haben dies in ihrem Beitrag sehr konkret und lebhaft getan, und es ist auch schon hingewiesen worden auf die neue Lizentiatsarbeit von *Danièle Lenzin*, die *Hoffmann-Krayers* Werk in den Umkreis der historischen Auffassungen *Jacob Burckhardts* und der Sprachwissenschaft der Zeit gestellt hat.

Mir kam es darauf an, redlich – und das heisst: kritisch umzugehen mit den zeitbedingten Grenzen und auch Macken der damaligen Konzeption, aber dann auch andeutend zu zeigen, wie offen diese Wissenschaftslandschaft der Volkskunde damals war, wie neugierig und couragiert ihre Verfechter. Insofern lässt sich heute an manches in der modernen Frühphase der Volkskunde besser anknüpfen als an Späteres aus der Zeit, in welcher der Abgrenzungsbedarf grösser geworden und die ideologischen Fronten verhärtet waren. Trotzdem möchte ich die weiteren Überlegungen abkoppeln, um einen verkrampften Spagat zwischen 1896 und 1996 zu verhindern – und auch um den Eindruck zu vermeiden, ich beanspruche *Eduard Hoffmann-Krayer* als Ahnherrn der Technikfolgenabschätzung, der Internettechnik, der Multikulturpolitik und anderer moderner Errungenschaften.

Ich will das Folgende auch nicht entlang den volkskundlichen Sachgebieten durchdeklinieren, nehme vielmehr mein Motto auf: *Gegen die Eintönigkeit*. Ich frage, was das für die und in der Aufgabenstellung der Volkskunde bedeutet. Ich tue das in acht Anläufen, möchte aber gleich sagen, dass es damit dann auch genug ist, dass ich also nicht nach dem Prinzip der Anbaumöbel weitere Abschnitte oder Exkurse anstücken werde.

1. *Gegen die Eintönigkeit* – das heisst vor allem: gegen die eintönige Praktizierung des Kanons. Über die Kanonbildung in der Volkskunde (die Einteilung nach Haus und Hof, Werkzeug und Gerät, Mobiliar und Ausstattung, Sitte und Brauch, Volkserzählung und Volkslied usw.) ist schon viel – überwiegend Kritisches – gesagt worden: Die Bestimmung, was zum Kernbereich der Volkskunde gehört, droht Mauern zu errichten, droht Forscherinnen und Forscher mit Scheuklappen auszustatten. Die Frage *Ist das volkskundlich?* ist zwar angesichts der Ausdifferenzierung der Geistes- und Sozialwissenschaften nicht sinnlos; aber sie kann auch interessante Problembereiche abschneiden, ehe sie überhaupt genauer ins Auge gefasst werden. Der Kanon ist nicht sakrosankt. Wichtiger aber noch scheint mir, dass die Arbeit im Kanon und mit dem Kanon nicht der Eintönigkeit überantwortet wird. Oft genügen schon kleine perspektivische Verschiebungen, um Neues ins Blickfeld zu rücken. Die alte, dörflich definierte Volkskultur lässt sich beispielsweise auch in der Stadt, auch in der Grosstadt verfolgen – dörfliche Siedlungen, die

sich zum Industriequartier entwickeln, dörfliche Feste, die sich über die städtische Entwicklung weg halten oder die gerade aufgrund dieser Entwicklung wiederbelebt werden. *Eduard Strübin* hat solche Zusammenhänge untersucht, und neuerdings hat beispielsweise auch *Paul Hugger* an solchen Erscheinungen angesetzt (hier in Basel mit der Untersuchung über Kleinhüningen), hat sich von hier aus aber vorgetastet und vorgewagt zu einer umfassenden Studie urbaner Strukturen und grosstädtischer Kulturformen.

Ein anderes Beispiel: Der Kanonbereich *Sitte und Brauch* wird oft schematisch unterteilt in Bräuche des Jahres und Bräuche des Lebenslaufs. *Christine Burckhardt-Seebass* nimmt diese Kategorie auf, befasst sich mit den *rites de passage*, entdeckt aber, dass es auch Passagen ohne Rituale gibt – oder doch nur mit experimentellen Ansätzen dazu: die Verbindung in Partnerschaften ohne Ehe oder die Ehescheidung – wahrhaftig ein einschneidender Übergang, bei dem zwar eine junge Amerikanerin den Gästen den Film ihrer Hochzeit im lustigen (?) Rückwärtsgang vorführt, für den aber allgemein anerkannte Rituale nicht (noch nicht?) gefunden sind. Oder: Der *Tourismus* hat die Volkskunde insofern schon verhältnismässig früh beschäftigt, als er intensive Veränderungen in die ländliche Traditionswelt hineingetragen hat. Die Beseitigung, andererseits auch die Stabilisierung und Erneuerung von Überlieferungen ist hier anzuführen, aber auch die Veränderung der dörflichen Sozialstruktur, der Arbeitsweisen, der Siedlungsformen. Doch der Tourismus ist ja keine amorphe und anonyme Macht, die über die Dörfer kommt – es sind die Touristen und die Touristinnen, und es bedarf wiederum nur eines kleinen Perspektivwechsels, um andere Fragestellungen in den Mittelpunkt zu rücken. *Ueli Gyr* beispielsweise hat begonnen mit der Analyse der Touristenkultur, mit ihren standardisierten Tätigkeiten wie Sightseeing und Shopping, mit ihren Ritualen und Symbolen.

2. Ein zweites Thema schliesst sich dem Stichwort Tourismus leicht an: Es geht um offenkundige Konstruktionen von Volkskultur, um das künstlich erzeugte «Echte» und «Alttertümliche», um die Serienprodukte des *angeblich* Traditionellen. Die Volkskunde ist eine ganze Zeitlang auf diese Sekundärtraditionen hereingefallen, ja sie war selbst an ihrer Erzeugung beteiligt. Sie hat sich dann – personalisierend und psychologisierend gesprochen – so geschämt, dass diese Dinge mit Namen wie *Talmikultur*, *Folklorismus*, *Fakelore* versehen und aus ihrem Hoheitsbereich verbannt wurden.

Aber wer Volkskultur ohne Ausblendungen sehen und verstehen will, muss diese Phänomene (freilich ohne naiv-einfältige Begeisterung) in seine Aufmerksamkeit einbeziehen. Wenn raffiniert mit traditionellen Requisiten bestückte Aufführungen von Volksmusik an der Spitze der populären Nachfrage rangieren, dann muss die Volkskunde versuchen, diese seltsame Mischung von Alt und Neu und ihre ungebremste Wirkung zu erklären. Es ist nun einmal ein wichtiger Farbton im Panorama gegenwärt-

tiger Popularkultur – und es ist eine Wendung gegen die Eintönigkeit, wenn solche Farbtöne beachtet werden.

3. Ich knüpfe noch einmal an *Gottfried Keller* an. Die Berücksichtigung räumlicher Differenzierungen gehört noch immer zu den wichtigen Aufgaben der Volkskunde. Die Schweiz bietet hier insofern einen Musterfall, als die regionale (das heisst ungefähr: die kantonale) Differenzierung in verschiedene Sprachräume hineinreicht und damit über die nationalen Grenzen hinaus in grössere Kulturräume verweist. Die schweizerische Volkskunde ist deshalb der natürliche Vorreiter für eine internationale Volkskunde in europäischen Bezügen. Einen einheitlichen *Kultur-Euro* wird es, trotz mancher gemeinsamer Erbstücke, nicht geben – gerade deshalb ist die Vermittlungsarbeit gefragt.

Ich will nicht unterschlagen, dass diese Vermittlungsarbeit schon bisher geleistet wurde und wird, und ich will dafür einige wenige Beispiele nennen: Das unmittelbar nach dem Krieg erschienene Werk von *Richard Weiss* mag in seiner fundierten Sachlichkeit und seinem ethischen Engagement dazu beigetragen haben, dass manche deutsche Volkskundler aus der NS-Zeit, indem sie sich mit der neuen Arbeit identifizierten, allzusehr zu einem guten Gewissen zurückfanden. Aber es öffnete auf der anderen Seite Blockierungen und stiess für die ganze deutschsprachige Volkskunde die Tür zu internationalen Verbindungen und Horizonten auf.

In den Umbruchjahren um 1970 (*Paul Hugger* hat den betreffenden Handbuchabschnitt meteorologisch überschrieben: *Ein deutsches Beben hat seinen Nachhall in der Schweiz*) trug *Arnold Niederer* mit wacher Präsenz und abwägenden Urteilen dazu bei, dass der deutsche *Abschied vom Volksleben* nicht in einen rein utopischen deutschen Sonderweg mündete, dass vielmehr das Berechtigte an der Kritik in die internationale Diskussion eingebracht wurde, dass also die Auslöser des «Bebens» auch anderswo gesehen und nicht einfach ignoriert wurden.

Als sich in den 1980er Jahren französisch- und deutschsprachige Ethnologen trafen mit dem Ziel, Ergebnisse auszutauschen und gemeinsame Aktivitäten zu entwickeln, kam den Teilnehmern aus dem deutschen und dem Westteil der Schweiz die wichtigste Vermittlungsaufgabe zu – eine sprachliche, aber nicht nur sprachliche Vermittlungsaufgabe. Der Pariser Ethnologe *Isac Chiva* hat dies im Schlusssatz des «Handbuchs für schweizerische Volkskultur» eindringlich geschildert.

Schliesslich: Für eine europäische, bald auch in weitere internationale Horizonte gestellte Erzählforschung bedeutete die unermüdliche Arbeit von *Max Lüthi* ausserordentlich viel. Er hat die internationalen Erzählforscherkongresse mit angestossen, er gehörte zu den Mitbegründern der grossen «Enzyklopädie des Märchens», und der Zürcher Lehrstuhl für *Europäische Volksliteratur*, nach Lüthi's Tod von *Rudolf Schenda* mit der gleichen Energie und Weitsicht betreut, war ein Zentrum der internationalen Folkloristik. Ich bitte um Nachsicht für die Anmerkung, dass es für den Aussenstehenden kaum verständlich ist, dass hier im Präteritum ge-

sprochen werden muss, dass zumindest vorläufig diese wichtige Arbeit stagniert.

4. Ich habe von Raumbezügen gesprochen, von der Abstufung verschiedener und verschieden grosser Identitätsräume. Dieses Thema ist nicht überholt – aber das Problem hat sich radikalisiert. Die Vielfalt der Kulturen präsentiert sich ja nicht mehr (nur) in räumlicher Ordnung mit klaren Grenzziehungen – noch nie gab es so viel Buntheit der Kultur ein und desselben Raumes. Es wäre ein eigenes Thema, wollte man das farbige In- und Nebeneinander, vielleicht auch Durcheinander auch nur einigermaßen systematisieren. Dieses Durcheinander betrifft die realen Erscheinungsformen: Eine Frau oder ein Mann in alpiner Tracht wirkt in unseren Städten fast schon exotischer als Menschen anderer Hautfarbe, anderer Sprache, anderer Kleidung. Es betrifft aber auch das Selbstverständnis, die Überzeugungen und die Identitätsorientierungen jener Menschen; und es betrifft die theoretischen Vorgaben, mit denen wir dem Phänomen gegenüber treten. *Integration, Assimilation, Wahrung kultureller Identität, Ghettoisierung, Ethnisierung* – auch diesseits der Kontroversen um rechtliche Regelungen schwirren die verschiedensten Schlag- und Stichwörter durcheinander. Ein wahrhaft komplexes, kompliziertes Feld – eben deshalb aber auch eine Aufgabe der Volkskunde, und es sei dankbar vermerkt, dass die Aufgabe (etwa in den Arbeiten von *Arnold Niederer und Giovanna Meyer Sabino*) verschiedentlich angepackt wurde.
5. *Gegen die Eintönigkeit* – zu den volkskundlichen Schreckwörtern gehörte und gehört das Wort Nivellierung. Davon war im Umkreis der Gesellschaftsgründung 1896 die Rede; davon ist heute, im Blick auf die Konkretisierung weltweiter Kontakte und die Dominanz vor allem amerikanischer Kulturexporte, vermehrt die Rede. Die Volkskunde hat angesichts der Globalisierungstendenzen meines Erachtens eine dreifache Aufgabe:
 - Sie sollte sich von der Schlagwortalternative *Nivellierung oder Globalisierung* nicht zu sehr beeindrucken lassen. Sie sollte vielmehr abwägen, was an der Erweiterung der Horizonte schädlich, was möglicherweise nützlich ist. Auch dies ist ein Thema für sich; ich möchte wenigstens darauf hinweisen, dass auf manchen Gebieten die globale Ausdehnung nicht (oder nicht nur) negativ zu sehen ist. Ich erwähne den Sport, der für viele Länder eine gemeinsame «Sprache» vermittelt hat, die Technik, die nicht nur Probleme aufwirft, sondern auch ein Mittel zur Problemlösung darstellt, die Menschenrechte, deren Sinn und Bedeutung sich nur bei universaler Gültigkeit erschliesst.
 - Die Volkskunde sollte zeigen, dass die angebliche Globalisierung längst nicht so weit fortgeschritten ist, wie oft angenommen wird. Die *Cocacolonisation* und die *MacDonaldisierung* betrifft nur kleine Ausschnitte, und selbst wo es sich um recht einheitliche globale Einflüsse handelt, werden diese national, kulturell, regional, aber auch schicht- und geschlechtsspezifisch gebrochen und umdefiniert.

- Schliesslich sollte die Volkskunde in der Tat dort auf die Barrikaden, wo wertvolle regionale Traditionen durch dümmliche Importe gefährdet werden – aber nicht, weil es sich um Importe handelt, sondern weil sie dümmlich sind.
6. Bei etlichen der von mir angeführten Punkte ist das Stichwort *Technik* aufgetaucht oder als Hintergrund gegenwärtig gewesen. Hier haben wir es mit der wohl anhaltendsten Abstinenz der Volkskunde zu tun, die erst ganz allmählich aufgehoben wird. Aufgehoben werden *muss*, wenn sich die Volkskunde nicht ausschliesslich in einem Naturschutzpark bewegen will. Wir reden von *Volksleben und Volkskultur* – wenn diese Wörter eine wirkliche Bedeutung haben sollen, dann ist auch zu fragen, wie das eigentlich mit der Eisenbahn war, mit den ersten Autos, der Ausbreitung des Telefons. Und wie verhält es sich heute mit den Tricks und Strategien, den Erlebnissen und Erfahrungen der Autofahrer, wie mit den Computerspielen der Kinder, den Medienzickzackfahrten der Erwachsenen, den zögernden Versuchen mit dem Internet, aber auch mit der technischen Ausstattung der Haushalte. Die blosse Verlustbilanz, die dann ein bequemes «off-limits» rechtfertigt, verweist sicherlich nicht auf die richtige Einstellung, ist gerade *kein* Instrument gegen die Eintönigkeit. Ich komme ans Ende, will nur noch zwei allgemeinere Wendungen gegen die Eintönigkeit charakterisieren, die sich nicht auf bestimmte Gegenstandsbereiche und Problemsparten beziehen, sondern auf den Gesamthabitus der Wissenschaft vom Volksleben, von der Volkskultur.
 7. Die Volkskunde ist dank ihrer Herkunft und ihrer Zielsetzungen gegen die Eintönigkeit gerichtet – genauer: gegen die verbreitete *Entkörperung* der Wissenschaften. Unsere soziologischen Kolleginnen und Kollegen begegnen uns gelegentlich mit herablassendem Mitgefühl: Die Volkskunde habe keine ausreichenden theoretischen Grundlagen, sie bewege sich doch sehr stark auf der Beschreibungsebene. Gleichzeitig – ich habe das immer wieder erlebt – beneiden uns diese Kollegen um unsere Themen und eigentlich auch um unsere Vorgehensweisen. Das hängt damit zusammen, dass in vielen Sozialwissenschaften eine kaum zu durchbrechende Tendenz zur abstrakten Modellbildung vorherrscht, dass die Volkskunde dagegen mit der Konkretheit, der quasi körperlichen Präsenz ihrer Gegenstände und auch mit ihrer Vielfalt operiert. Der Volkskundler ist vielleicht der einzige Wissenschaftler, der zum Tranchieren und Sezieren seiner Gegenstände ein schweizerisches Offiziersmesser braucht – und das ist vergnüglicher als das Bearbeiten eines einzigen Stückchens Holz mit einem einzigen Schnitzmesser. Ich füge hinzu: Auch mit dem Schweizer Messer kann man nicht alles machen – und die volkskundliche Arbeit ist sicher nur vernünftig und fruchtbar, wenn die schon von *Hoffmann-Krayer* geforderte Kooperation mit den Nachbarwissenschaften gepflegt und forciert wird (wie dies zuletzt erfreulich im «Handbuch» zum Ausdruck kam).

8. Schliesslich, in einem gewissen Zusammenhang damit: Die Volkskunde hat wenig verloren im Elfenbeinturm, in dem sich viele Wissenschaften eingerichtet haben. Damit ist nicht nur gemeint, dass sie reale Dinge, Vorgänge und Probleme behandelt, sondern auch, dass es zu ihrer Wissenschaftstradition gehört, dass sie in ihre Arbeit Laien einbezieht. Geht man von den Grössenverhältnissen aus, müsste man den Satz sogar umkehren: Die Laien beziehen in ihre Arbeit auch Wissenschaftler ein. Als 1974 die Schweizerische Geistesgeschichtliche Gesellschaft die ihr verbundenen Disziplinen aufforderte, von der wissenschaftspolitischen Exklusivität wegzukommen, konnte *Hans Trümpy* als Obmann antworten: *In dieser Hinsicht ist die SGV seit ihrer Gründung ein geradezu idealer Verein*; er konkretisierte das mit dem Hinweis auf 98% Laien unter den Mitgliedern.

Dieses Verhältnis wirft sicher auch Probleme auf. Aber vor allem ist es eine Chance: Chance, Wissenschaft nicht nur in Discountform unter die Leute zu bringen, sondern mit ihnen daran zu arbeiten und sie kontinuierlich mit Ergebnissen, aber auch mit Problemen zu konfrontieren. In diesem Sinne ist der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde – unabhängig von der Formulierung der Statuten – zu wünschen, dass sie auch im neuen Jahrhundert ein *Zusammenschluss von Freunden*, von wirklichen Freunden, bleiben wird.

Prof. Dr. Hermann Bausinger, Ludwig-Uhland-Institut für Kulturwissenschaften der Universität Tübingen, D-72070 Tübingen